
Buchbesprechungen

Hellmut von Gerlach, *Die große Zeit der Lüge. Der erste Weltkrieg und die deutsche Mentalität* (zuerst 1926), neu hrsg. von Helmut Donat/Adolf Wild (mit einem Nachwort von Walter Fabian), Donat Verlag, Bremen 1994, 197 S., 29,80 DM.

Am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages trifft sich Harry Graf Kessler in Berlin mit Rudolf Hilferding. Man diskutiert über den Reichstagsbrand, von dem man vormittags gegen zehn Uhr erfahren hatte. Es ist Montag, der 27. Februar 1933. Die Atmosphäre ist äußerst gespannt, da von weiteren Anschlägen gesprochen wird. Bei dieser Zusammenkunft erfährt der Chronist Kessler von seinem sozialdemokratischen Bekannten, daß sich der Name ihres gemeinsamen Freundes Hellmut von Gerlach auf einer Verfolgungsliste der Nazis findet, auf der auch er selbst, Hilferding, ganz obenan verzeichnet sei.

Der bekannte Journalist und Friedensfreund Gerlach mußte umgehend aus

Deutschland verschwinden. Die abenteuerlichen Umstände seiner Flucht in die Schweiz wurden Kessler Anfang April in Paris von Ludwig Quidde erzählt. Daß die Braunhemden den Publizisten Gerlach nicht mochten, hatte einleuchtende Gründe. Nicht nur war er Nachfolger Carl von Ossietzkys in der Leitung der vielgeschmähten *Weltbühne*. Er trat überdies in der Öffentlichkeit auf als entschiedener Vertreter einer Versöhnung mit Frankreich und, damals schlimmer noch, mit Polen. Wenngleich er hier wie in anderen Zusammenhängen keineswegs dogmatisch argumentierte, man denke nur an seine scharfe Kritik am Versailler Vertrag oder an der Haltung Frankreichs in der Saarfrage. Zudem kannte man Gerlach als einen der auch international prononciertesten Pazifisten jener Jahre.

Diese und andere Aktivitäten hätten ausgereicht, um sich bei den neuen Machthabern unbeliebt zu machen. Gerlach hatte aber zudem als einer der

wenigen Zeitgenossen, die den Nationalsozialismus überhaupt für eine politische Gefahr hielten, sehr früh Stellung bezogen gegen diese Bewegung. In dem Wochenblatt *Welt am Morgen*, das er von 1901 bis 1931 als Chefredakteur leitete, nannte er die Braunhemden bereits am 30. August 1920 politische „Schädlinge“. Die als „Hakenkreuzhelden“ apostrophierten Nazis hatten ihm diesen Angriff ebensowenig verziehen wie seine späteren Beiträge, in denen er den Durchmarsch des Rechtsextremismus zur Macht kritisch-publizistisch begleitete.

Die Hellsichtigkeit Gerlachs war verblüffend, nicht nur in der Einschätzung der rechten Szene. Die Weimaraner Intelligenz mochte ansonsten die Ideologie und Figur Hitlers bis tief in die zwanziger Jahre hinein nicht richtig ernst nehmen. Vielleicht ergab sich dieser Klarblick aus der Illusionslosigkeit, zu der sich der aus adeligem Hause stammende Gerlach, Jahrgang 1866, auf seinem journalistischen Werdegang im Hautkontakt mit den politischen Gepflogenheiten in Deutschland durchgerungen hatte?

„Der kleine, bewegliche Mann mit dem dunklen Spitzbärtchen und der sonoren Stimme war von Grund aus ein Politiker“, so hat Theodor Heuss zu Protokoll gegeben, der ihn aus dem Naumannkreis gut kannte. „In seiner Nähe war immer Explosionsgefahr“, „alles war Tempo“. Das traf sicherlich zu, selbst wenn es einige Zeit gedauert hat, bis er sich, der Anhänger Adolf Stöckers, von den Vorurteilen seiner Schicht zu befreien vermochte. 1903, im Reichstag, antwortete er auf Vorwürfe aus diesen Reihen, seine alten Ideale zu verraten, mit einem Vers von Friedrich Rückert: „Die durch den Irrtum zur Wahrheit reisen, das sind die Weisen. Die im Irrtum beharren, das sind die Narren.“

Vom Feudalherrn zum Demokraten, der kurz vor seinem Tod 1935 in Paris sogar mit Volksfrontideen spielte, um vom Ausland her womöglich Widerstand gegen die Hitlerdiktatur organisieren zu können: Dieser Werdegang machte Ger-

lach mit dem gesamten Spektrum hiesiger Politik bekannt. Zudem hatte er als führender Journalist schon unter dem Wilhelminismus, dann in der Weimarer Republik, als Abgeordneter und kurzzeitiger Unterstaatssekretär im Innenministerium guten Zugang sowohl zu den Begründungszusammenhängen als auch zu den Entscheidungszentren deutscher Politik. Überdies verfügte Gerlach über eine Vergleichsperspektive. Unter anderem durch seine Mitarbeit in der internationalen Friedensbewegung war er bestens mit den Ideen und vor allem auch den parlamentarischen Verwaltungsformen unserer westlichen Nachbarn vertraut. All das erlaubte Gerlach, Distanz zu gewinnen zu den Schwächen und zeitweiligen Hysterien, die nicht nur *in politicis* dem gesunden Menschenverstand hierzulande das Leben so schwer gemacht haben.

Im Februar 1920 hält Gerlach in der Aula des Gymnasiums am Savignyplatz in Charlottenburg einen Vortrag für die „Deutsche Friedensgesellschaft“. Der Saal ist überfüllt, man kann sich kaum bewegen. Plötzlich wird der Redner von Soldaten angegriffen und zu Boden gerissen. Gerlach kann nur mit Mühe von Umstehenden gerettet werden, er muß für längere Zeit ins Krankenhaus. Dabei hatte der Vortragende in Berlin noch Glück im Unglück. In der aufgerauhten Stimmungslage kurz vor und nach dem Kapp-Putsch war der „Fememord“ an mißliebigen Meinungsträgern nicht unüblich. Die Polizei erwies sich als machtlos, und die Justiz war auf diesem Auge blind, wie nicht zuletzt das Opfer dieser Attacke öffentlich immer wieder kritisierte.

Gerlach war politisch zwar ein entschiedener Gegner der Republikfeinde von rechts wie links. Er war aber auch imstande zu erklären, woher diese Verwirrung der Geister stammte. Sowohl in seinen „Erinnerungen eines Junkers“ (1925) wie später in seiner von Emil Ludwig postum unter dem Titel „Von Rechts nach Links“ (1937) veröffentlichten Lebensbeschreibung führt Ger-

lach den hiesigen Katastrophenkurs jener Zeit zurück auf die politische Unmündigkeit einer allzu lange durch Feudalismus, Militär und Kirche an Befehl und Gehorsam gewöhnten Bevölkerung. Diese Entwicklung der Deutschen habe nichts mit einem Charakterfehler zu tun, wie es die alliierte Propaganda nicht erst nach 1945 haben wollte. Der deutsche Sonderweg ins Abseits läßt sich vielmehr hinreichend mit einer Ideologie der Erbuntertänigkeit erklären, die durch besondere Zeitumstände bis in die Neuzeit hinein überlebte. Und mit Modernisierungsschocks einer auf Mündigkeit überhaupt nicht vorbereiteten Bevölkerung, noch dazu unter den Bedingungen nach 1918.

Wie diese Domestikation funktionierte, das läßt sich exemplarisch am sogenannten „Burgfrieden“ während des Ersten Weltkrieges ablesen. Gerlach widmete der Machtdramaturgie jener Jahre sein wohl aufschlußreichstes Buch „Die große Zeit der Lüge“, zuerst erschienen 1926: „Auf dem Bahnsteig promenierte in steifer Amtshaltung, von Zeit zu Zeit überlaut schreiend, ein bärtiger Teutone mit einer Binde am Arm auf und ab. Daß diese Binde seine Stellung als Bahnhofskommandant markieren sollte, habe ich erst später erfahren. Ich fand den alten Mann mit seinem Getue, als hinge von ihm der siegreiche Ausgang des Weltkrieges ab, ziemlich komisch. Plötzlich sah ich, daß er einen jungen Mann zur Rede stellte. Ich hörte, wie er den ahnungslosen Jüngling mit sich überschlagender Stimme anfuhr: ‚Nehmen Sie die Hand aus der Tasche, wenn ich mit Ihnen rede.‘ Unwillkürlich mußte ich lächeln. Er bemerkt es und ruft den Bahnhofsvorsteher. ‚Der Mann hat über meine Anordnung gelacht.‘ Worauf der Vorsteher zu mir: ‚Sie sind verhaftet.‘“ (S. 31) Wir schreiben den Sommer 1914, als Gerlach beinahe für ein Lächeln über einen jener ins Weltgeschichtliche verzerrten Siegfriede verhaftet wurde. Sie fanden sich hierzulande stets dann, wenn jene kollektive, durch das Untertanenverhältnis geprägte Ichschwäche mit

einem Amt und seinen Befugnissen überspielt werden konnte.

Gerlach wurde seinerzeit durch das Eingreifen von Mitreisenden aus der mißlichen Lage befreit. Nur um in Deutschland, wohin er im Sommer 1914 aus dem Frankreich-Urlaub zurückkehrte, für die Kriegsjahre eine Art von landesweiter Gefängniswelt durchzustehen. Sein ungewein lebendig geschriebener Erlebnisbericht aus dem Tollhaus der Kriegszeit diagnostiziert eine Massenpsychose, die vom militärisch-feudalen Informationskomplex gesteuert wurde. Interessant sind seine Einblicke in Situationen, die er als Journalist an der Quelle erlebte, wie das Zensursystem zur Selbsthypnose wurde. Am Ende verstand keiner mehr, ob oben oder unten, was eigentlich passierte. Bis zum bitteren Ende von 1918. Ein Ende, das als Ausgang dieses Landes aus der eingefleischten Unmündigkeit ein hoffnungsvoller Anfang der Demokratie hätte sein können.

So kam es aber nicht. Die breite Bevölkerung fühlte sich vielmehr um den Sieg betrogen. Sie suchte nach Sündenböcken und bekam sie auch geliefert mit Dolchstoßlegenden, Verratsbehauptungen des demokratischen Westens oder Im-Felde-unbesiegt-Parolen, die einen politischen Neuanfang verhinderten. Die von Gerlach so genannte öffentliche „Detoxikation“ nach dem Krieg unterblieb - die Folgen kennen wir.

Gerlachs Buch verdeutlicht, daß man seinerzeit jener „Verwirrung der Geister“ entgehen konnte, die der Autor ebenso ausführlich wie anschaulich schildert. Er selbst ist ein historischer Zeitzeuge für die Chance, dem kollektiven Irresein nicht verfallen zu sein, selbst wenn das mit einer Art von innerer Emigration zu bezahlen war. Gerlachs Zeugnis ist wichtig, weil der Bearbeitung dieser Epoche noch immer vorgeworfen zu werden pflegt, spätere Vernunftskriterien an früheres Verhalten zu legen. Um einmal bei der Intelligenz zu bleiben: Gerlach schildert ausführlich den Kriegswahn der Theologie (S. 52 ff.), jene „Gehirnseuche“

war jedoch unter den Dichtern und Denkern überhaupt gang und gäbe (S. 84 ff). Das hätte keineswegs so sein müssen, es war vielmehr möglich, sich der Massenpsychose zu entziehen. Insofern erlaubt dieses Buch auch, das Fehlverhalten jener Epoche bis hinein in individuelle Verantwortlichkeiten zu vermessen, man denke etwa nur an Vertreter einer „Durchhalte-soziologie“ wie Johann Plenge, Max Scheler, Werner Sombart, Ferdinand Tönnies und viele andere. Auch das ist ein Beitrag zur mentalen Hygiene, wenigstens im Nachhinein, den die jüngere deutsche Zeit- und Geistesgeschichte so nötig hat, noch immer.

Sven Papcke,
Münster

Hermann Kotthoff, Betriebsräte und Bürgerstatus. Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung, Schriftenreihe Industrielle Beziehungen, Band 8, hrsg. von Walter Müller-Jentsch, Rainer Hampp Verlag, München/Mering 1994, 347 S., 49,80 DM.

Die betriebliche Mitbestimmung zählt zusammen mit der Tarifpolitik, der Unternehmensmitbestimmung und der Berufsbildungspolitik zu den wichtigsten Tätigkeitsfeldern der deutschen Gewerkschaften. Rund 165 000 Betriebsräte, das sind 75 Prozent aller gewählten Betriebsräte, gehören einer DGB-Gewerkschaft an. Sie sind heute die eigentliche Basisorganisation der Gewerkschaften. Angesichts dieser herausragenden Bedeutung der Betriebsräte für die industriellen Beziehungen in Deutschland, ist es erstaunlich, wie wenig ihre Arbeit wissenschaftlich untersucht wurde. Die wenigen empirischen Untersuchungen zu Betriebsräten in den beiden letzten Jahrzehnten befassen sich nur mit Einzelaspekten ihres Tuns, wie etwa ihre Mitwirkung bei der Gestaltung der Arbeitsorganisation oder der Umsetzung von Arbeitszeitverkürzung. Die meisten Publikationen sind zudem eher normativ.

Das Buch von Hermann Kotthoff ist seit langem die erste Veröffentlichung, die mal wieder das gesamte Wirken der Betriebsräte in größerem Umfang in den Blick genommen hat. Kotthoff befragte zum zweiten Male nach 1974/75 Betriebsräte, Unternehmensleitungen und auch Beschäftigte in 55 Betrieben verschiedener Branchen in Südbaden. Er will sich nicht schon von vorneherein an eine „große“ Theorie binden. Aussichtsreicher erscheint es ihm, „sich auf die Beobachtung des Gegenstandes von möglichst vielen Seiten zu konzentrieren, die Akteure im Feld, die schon mehr wissen als der Forscher, zu Wort kommen zu lassen, und die „Sache“ zunächst einmal für sich sprechen zu lassen“ (S. 21).

Das wichtigste Ergebnis der Studie ist zweifellos der Wandel, der in den Betrieben zwischen den beiden Befragungen stattgefunden hat. Während der Autor in den siebziger Jahren nur in einem Drittel der Betriebe eine wirksame betriebliche Interessenvertretung vorgefunden hatte, ist dieser Anteil auf zwei Drittel angewachsen (S. 39). Das novellierte Betriebsverfassungsgesetz von 1972 trug durch seine „hintergründige pädagogische Logik“ (S. 41) dazu bei, Arbeitgeber und Betriebsrat durch das Kiemarbeiten von Konflikten täglich in Berührung zu bringen. Nach langen, oft erbitterten Auseinandersetzungen, häufig erst nach einem Generationswechsel - dem Abtreten der alten Patriarchen, haben die Unternehmensleitungen die Mitwirkung der Betriebsräte akzeptiert. Das Hauptthema der siebziger und achtziger Jahre war der Abbau von Personal, dessen sozialverträgliche Regelung, die beiden Betriebsparteien näher aneinandergedrückt hat, anstatt sie zu trennen (S. 50). Als weitere Gründe für diesen Wandel nennt Kotthoff das große Engagement der Gewerkschaften in der Schulung und Beratung der Betriebsräte sowie die Rechtsprechung der Gerichte, die den Betriebsräten nicht das Gefühl gab, „vor der Wand einer Klassenjustiz“ zu stehen“ (S. 41). Die heiße Luft des ideologischen Kampfes sei auch innerorganisatorisch

verdampft. Aus der Institutionenrivalität zwischen Betriebsräten und Vertrauensleuten seien die Betriebsräte als eindeutige Sieger hervorgegangen. Zwischen Gewerkschaften und Betriebsräten bestehe heute ein festes Band.

Diese für die Gewerkschaften insgesamt durchaus positive Bilanz markiert aber nur Endpunkte betrieblicher Entwicklungen, die keinesfalls selbstverständlich sind, sondern im Alltag immer wieder errungen werden müssen. Am spannendsten und teilweise wie ein Roman zu lesen sind die unterschiedlichen Wandlungsmuster, die Kotthoff anschaulich mit typischen Fällen beschreibt. Man kann „Den Auszug aus dem kleinen Patriarchat durch einen langen und mühsamen Kampf“, „Die Überwindung der autokratischen Herrschaftsordnung in größeren Betrieben durch einen schnellen und glanzvollen Kampf“, aber auch „Die Reproduktion des ‚isolierten‘ Betriebsrates im seelenlosen Arbeitshaus“ sowie andere Muster miterleben. Es wird auch geschildert, wie vertretungswirksame Betriebsräte durch Erstarrung und Bürokratisierung ihre Wirkung verloren haben und durch andere abgelöst wurden. Verblüffend ist der rasante Niedergang des Patriarchats (S. 162). Patriarchalische Strukturen sind aber durch ein hohes Maß an „Gemeinschaftlichkeit“ und Verantwortlichkeit füreinander gekennzeichnet. Dieser soziale Zusammenhalt konnte in vielen Fällen „zu einer mit Bürgerrechten ausgestatteten Gemeinschaftlichkeit“ (S. 180) sozial moderni-

siert werden. In den nicht-patriarchalischen, autoritär geführten Betrieben hingegen, war ein Wandel viel schwerer zu vollziehen. Es gab auf selten des Managements kein Bewußtsein einer sozialen Verantwortung. Die Betriebsräte blieben hier entweder völlig isoliert oder wurden in eine permanente Konfrontation gezwungen. Betriebsräte können sich also ihre Rollen nicht immer aussuchen; kooperative Strategien sind nur mit einem gesprächsbreiten Management möglich.

Immer wieder wird die Bedeutung des subjektiven Faktors, der Persönlichkeiten auf seilen des Betriebsrats und der Unternehmensleitung, deutlich. Kotthoff befaßt sich ausführlich mit der „personalen Autorität“ erfolgreicher Betriebsräte, die durch ihre Kompetenz und persönliche Ausstrahlung Rückhalt in der Belegschaft gewinnen und vom Management ernstgenommen werden, was sich wechselseitig bedingt. Denn „der Betriebsrat, der in der Belegschaft keine Autorität hat, hat auch keine beim Management - und umgekehrt“ (S. 269). Diese Autorität gewinnen die Betriebsräte nicht allem durch rationale Interessenvertretung, sondern auch durch den Alltagskleinkram, die Behandlung der kleinen Wehwehchen, die im betrieblichen Leistungssystem der „betrieblichen Lebenswelt“ Raum gibt (S. 273).

Die Lektüre des Buches zeigt, daß Soziologie auch Spaß machen kann.

Gerhard Bosch,
Gelsenkirchen